

Leseprobe

Walter Köpping

Wir fürchten nicht die Tiefe

Kunst und Kultur der Bergleute in Deutschland

Hg. und mit einem Beitrag zur Literatur(geschichte)
des Ruhrbergbaus von Arnold Maxwill

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2020

Abbildung auf dem Umschlag:

Anton Tripp: Bergmann beim Schichtwechsel auf Zeche Shamrock in Herne, 19.12.1964
Fotoarchiv Ruhr Museum

Der Band erscheint mit freundlicher Unterstützung des Dortmunder
Fritz-Hüser-Instituts und finanzieller Förderung der RAG-Stiftung.

RAGSTIFTUNG 

 FRITZ HÜSER
INSTITUT

Für die Bereitstellung von Bildmaterial sei dem Montanhistorischen Dokumentationszentrum (montan.dok) beim Deutschen Bergbau-Museum Bochum, dem Ruhr Museum, dem Bildarchiv der Stadt Herne, dem Dortmunder LWL-Industriemuseum sowie dem Emschertal-Museum Herne gedankt.

Das im Nachlass Walter Köpping entdeckte Typoskript, abgeschlossen und überarbeitet im Jahr 1993, wurde für die Publikation durchgesehen, redaktionell leicht angepasst, die Anmerkungen und Zitation vereinheitlicht, fehlerhafte Lebensdaten und Publikationsangaben stillschweigend korrigiert. Sämtliche Zitate wurden überprüft und verifiziert; auf einen bibliografischen Nachweis wurde jedoch, sofern nicht bereits vorhanden, bewusst verzichtet, um den ursprünglichen Charakter beizubehalten. Für die Monografie wurden Glossar und Register erstellt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

LWL

Für die Menschen.

Für Westfalen-Lippe.

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2020

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz und Gestaltung: Benedikt Grischka

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1551-6

www.aisthesis.de

Inhalt

| | |
|--|-----|
| 1. Woher kommt die bergmännische Mentalität? | 11 |
| 2. Die Anfänge bergmännischer Dichtung und Lieder | 19 |
| 3. Büchsenkassen und Knappschaften | 27 |
| 4. Den Knappen ging es nicht zu allen Zeiten gut | 30 |
| 5. Spuren des Bergbaus in der Literatur | 40 |
| 6. Spuren des Bergbaus in der bildenden Kunst | 52 |
| 7. Das Ruhrrevier erwacht | 58 |
| 8. Abschied von der Romantik | 64 |
| 9. Heinrich Kämpchen – ein schreibender Bergarbeiter | 74 |
| 10. Die Dichtung dokumentiert das Bergarbeiterelend | 92 |
| 11. Otto Wohlgemuth – ein Bergmannsdichter im Zwielficht | 114 |
| 12. Vom Ersten Weltkrieg zum Zweiten Weltkrieg | 128 |
| 13. 1945: keine Muße für die Muse | 148 |
| 14. Die Ruhrfestspiele | 160 |
| 15. Die Stilllegungen bewegen die Menschen | 164 |
| 16. Die Veränderungen der Arbeitsbedingungen | 176 |
| 17. Die Kolonie – ein Stück Arbeiterkultur | 183 |
| 18. Heute wie gestern: der Bergbau fasziniert die Künstler | 199 |
| 19. Frauen haben zur Bergmannsdichtung beigetragen | 217 |
| 20. »Wenn ich eine Ziege seh'« – Bergmannshumor | 232 |
| Anmerkungen | 241 |
| | |
| Arnold Maxwill Erzählte Arbeitslandschaft Die Literatur des Ruhrbergbaus (1890–1990) | 251 |
| | |
| Literaturhinweise | 276 |
| Bergbau-Glossar | 278 |
| Personenregister | 282 |
| Zum Autor | 285 |

Walter Köpping

Wir fürchten nicht die Tiefe



Der Hauer

Die breite Brust schweratmend hingestemmt,
hämmert er Schlag für Schlag die Eisenpföcke
in das Gestein, bis aus dem Sprung der Blöcke
Staub sprudelt und den Kriechgang überschwemmt.

Im schwanken Flackerblitz des Grubenlichts
blänkert der nackte Körper wie metallend;
Schweißtropfen stürzen, perlenrund im Fallen,
aus den weit offenen Poren des Gesichts.

Der Hauer summt ein stummes Lied zum Takt
des Hammers und zum Spiel der spitzen Eisen
und stockt nur, wie von jähem Schreck gepackt,

wenn hinten weit im abgeteuften Stollen
Sprengschüsse dumpf wie Donnerschläge rollen,
und stockt und läßt die Lampe dreimal kreisen.

Dieses Sonett schrieb im Jahre 1907 Paul Zech. Er war der Sohn eines Lehrers aus dem Sauerland. Nach einem Studium entschloß er sich, Fabrikarbeiter und Bergarbeiter zu werden. Das hat ihn geprägt, wie er 1926 in einem Selbstbildnis für die Anthologie *Antlitz der Zeit. Sinfonie moderner Industriedichtung* schreibt: »Das Grubengespenst und der Teufel in dem schwarzen Industrieviertel zwischen Rhein und Ruhr gingen mir nicht mehr aus dem Blut. Ich kroch selbst hinein und schwitzte gebückt in der höllischen Nacht, tausend Meter unter den Wiesen, Dörfern und Städten.«

Als Schriftsteller war Zech sehr produktiv (er schrieb über 35 Theaterstücke) und wurde populär. 1918 wurde er mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet.

Paul Zech repräsentiert eine spezielle Gruppe von Bergmannsschriftstellern: es handelt sich um Autoren, die einst selbst unter Tage gearbeitet hatten und die später zu literarischen Ehren kamen. Die Erfahrungen, die sie als Arbeiter gemacht hatten, gingen in ihr Werk ein. In der Gegenwart ist Max von der Grün zu dieser Gruppe zu zählen. Der 1926 in Bayreuth geborene von der Grün absolvierte nach dem Oberschulabschluss eine kaufmännische Lehre. 1948 kehrte er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurück. 1951 ging er in den Bergbau, wurde Schlepper und Hauer. Ab 1963 ist er freier Schriftsteller.

Dann gibt es eine zweite Gruppe von Autoren. Sie betrachten den Bergbau und die Bergleute von außen. Sie haben nicht selbst in der Grube gearbeitet, dennoch haben

sie sich mit bergmännischen Themen auseinandergesetzt. Dazu gehören u. a. Clemens Brentano, Achim von Armin, Johann Peter Hebel, E. T. A. Hoffmann, Paul Ernst und Josef Winckler. Unwillkürlich denkt man in diesem Zusammenhang an Emile Zola und dessen erschütternden Bergarbeiterroman *Germinal* (1885).

Und dann haben wir eine dritte Gruppe von Autoren, deren Namen keine Literaturgeschichte verzeichnet. Es handelt sich um schreibende Bergarbeiter, die keine Schriftstellerkarriere gemacht haben, die Arbeiter geblieben sind. Ende des 19. Jahrhunderts waren das z.B. Heinrich Kämpchen und Ludwig Kessing. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sind es u.a. Josef Büscher, Herbert Berger, Heinz Knappe und Kurt Küther. Ihnen verdanken wir Schilderungen der Arbeitsbedingungen und Lebensverhältnisse der Bergarbeiter und ihrer Familien. So mancher Text hat den Rang eines sozialen Dokuments. Diese Schriftsteller verstehen sich als Wortführer ihrer Arbeitskollegen: »Für jeden armen und einsamen Mann / sprech ich, der selber nicht reden kann« (Josef Büscher).

Es läßt sich nur schwer ermessen, was es für einen Arbeiter bedeutet, zu schreiben, schöpferisch zu sein, und die von ihm verfaßten Texte in Zeitungen und Büchern gedruckt zu sehen. Schreiben kann zu einer Lebenshilfe, ja Überlebenshilfe werden. Der schwedische Schriftsteller Folke Fridell, der 30 Jahre als Arbeiter an Maschinen gestanden hatte, sagte dazu in seinem Roman *Eines toten Mannes Hand* (1949): »Ich glaube, daß meine langen Schreibstunden mir durch eine Krise hindurchgeholfen haben; ich habe einen Zusammenhang in meinem Dasein, beinahe eine Perspektive gewonnen.«

Woher kommt die bergmännische Mentalität?

Der Bergmann stand an der Wiege der Menschheitskultur.
Otto Hue

Jeder Bergmann kennt das Lied *Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt*. Dieses aus dem 16. Jahrhundert stammende Lied wird auch im Ruhrrevier und im Saarland oft gesungen. Nicht jedem wird auffallen, daß in keiner der Strophen die Kohle erwähnt wird. Es heißt dort: »die da graben das Silber und das Gold bei der Nacht.« Als der Steinkohlenbergbau noch in bescheidenen Anfängen steckte, da standen Edelmetall- und Erzbergbau bereits auf stolzer Leistungshöhe. Die Bergleute im Harz, im Erzgebirge, im Siegerland und in der Alpenregion waren begehrte Fachkräfte. Das Produkt ihrer Arbeit war kostbar. Die Landesherren benötigten Edelmetall, wenn sie Münzen prägen lassen wollten. Und dieses Metall holten die Bergleute aus der Tiefe.

Der Bergmannsberuf gehört zu den Urberufen der Menschheit. Die Anfänge des Bergbaus liegen verborgen im Dunkel der Frühgeschichte. Bereits in der Steinzeit wurden Feuerstein (Flint) und Salz abgebaut. »Der Feuerstein, das Universalmaterial der Steinzeit, wurde überall in großen Mengen gebraucht, stand aber keineswegs überall ausreichend zur Verfügung. Reichlich versehene Flintprovinzen wechselten mit ausgesprochenen Notstandsgebieten der Flintversorgung ab. So entstanden schon früh regelrechte Feuersteinbrüche.«¹ In England und in Polen fanden die Forscher Flintgrubenfelder mit hunderten von Schächten. Deutsche Abbaustätten waren u. a. auf Rügen, bei Maurach am Bodensee und in Thüringen.

Feuerstein wurde benutzt, um Feuer zu schlagen. Und er ermöglichte die Herstellung von Werkzeugen und Waffen. »Das wachsende Bedürfnis an Steinfabrikaten ließ sogar eine förmliche Industrie entstehen! Wenn sich der brauchbare Stein nicht in genügender Menge in oberirdischen Brüchen vorfand, wurden unterirdische Baue angelegt.«²

Die Bronzezeit begann in Mitteleuropa um 1700 v. Chr. Ab 900 v. Chr. folgte ihr die Eisenzeit – und diese führt bis in die Gegenwart (wobei zum Erz später Kohle und Öl traten).

Bronze, die Legierung aus Kupfer und Zinn, ließ sich viel besser bearbeiten als Stein. Entwickelt wurde Bronze am Euphrat und sie kam erst spät zu den Germanen. In Mittel- und Nordeuropa fehlte es an Rohstoffen für die Bronzeherstellung. »Zinn war, wenn überhaupt, nur in Cornwall zu bekommen, und das nächste Kupferbergwerk lag in den Ostalpen. Das Material mußte also auf zeitraubenden Transportwegen herangeführt und bezahlt werden; meist mit dem Gold des Nordens, dem Bernstein.«³

Gold und Silber sind zwar die kostbarsten Metalle, doch ungleich wichtiger für die Kulturentwicklung wurden die »unedlen« Metalle wie Kupfer, Zinn, Blei und Eisen.

In der Steinzeit und der Bronzezeit war Mitteleuropa nur dünn besiedelt. Weite Landstriche waren unerforscht. Es gab viele Moore und Sümpfe und es gab undurchdringliche Urwälder. In den Gebirgen und Wäldern lebten Raubtiere. In diese Gebiete stießen die Bergleute vor und suchten nach Metall- und Salzvorkommen. Das war ein großes Wagnis. Die wandernden Knappen waren ständig Gefahren ausgesetzt. Ohne Waffen wären sie verloren gewesen. Aus diesen Umständen erwuchsen zwei Privilegien, die den Bergleuten später ausdrücklich zugestanden wurden: Die Freizügigkeit und das Recht, Waffen zu tragen.

Hatten die Knappen bei der Suche Erfolg, so mußten sie in der Wildnis ausharren und den Abbau vorbereiten.

Selbstredend dachte der glückliche Finder auch an ein Obdach. Er mußte gegen Wind und Wetter geschützt ausruhen können von schwerer Arbeit. Vielleicht hatte er Weib und Kinder bei sich, um so nötiger war dann eine wenigstens notdürftige Unterkunft. Wahrscheinlich lagerte der Erzsucher zunächst unter einem Dache von Fellen oder Baumzweigen. War ein längerer, wohl gar ein dauernder Aufenthalt beabsichtigt, dann ging der Knappe (oder auch die Gesellschaft der Knappen) an die Errichtung einer Blockhütte. Wir haben ja ähnliches gelesen in den Erzählungen Gerstäckers, Mark Twains und Bret Hartes aus den Golddistrikten Amerikas. [...] Die häusliche Niederlassung unmittelbar bei der Zeche, ja im Zechenhause selbst, scheint frühestens die Regel gewesen zu sein. Leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß der Knappe scharf Obacht geben mußte auf sein Fördergut. Nur zu viele Langfinger und »Schnapphähne« fanden sich auch ein, wenn der Ruf einer reichen Erzausbeute an ihre Ohren drang.⁴

Die Lage der Bodenschätze hatte Auswirkungen auf die Verteilung der Bevölkerung. Wenn ergiebige Vorkommen entdeckt wurden, zogen diese die Menschen an; es kam zu Wanderbewegungen und Bevölkerungsverschiebungen. Siedlungen und Städte wurden gegründet. So sind beispielsweise im 16. Jahrhundert innerhalb kurzer Zeit mehr als 8000 Bergleute nach St. Joachimsthal geströmt. Das hatte Folgen. Mancher Bauer ließ seine Felder unbestellt und schloß sich den Bergleuten an. Dabei spielten nicht allein die materiellen Anreize eine Rolle – Bergleute waren freie Menschen, die Bergstädte waren in der Regel freie Städte. So konnte sich mancher von Leibeigenschaft und Frondiensten frei machen.

Die Geschichte des Bergbaus ist zugleich eine Geschichte des Kampfes zwischen Bauern und Bergleuten. Wenn Funde gemacht wurden, konnte es vorkommen, daß die Felder umgewühlt und verwüstet wurden. Wiederholt kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. In einer alten Chronik wird berichtet, daß um das Jahr 1559 die Stadt Hirschberg bei dem Dorfe Grunau ein Goldbergwerk besessen hatte. Während des Dreißigjährigen Krieges hatten die Bauern die Bergknappen verjagt und die Schächte verschüttet. An anderen Orten gingen die Bergleute geschickt vor, versorgten Bauern mit Freikuxen (Anteilen am Bergwerk) und nahmen sie auf diese Weise für sich ein.

Die Arbeit und die Lebensumstände der Bergleute prägten ihren Charakter und ihre Verhaltensweisen. Die Suche nach Bodenschätzen wurde meist zu einem Abenteuer. Kleine Gruppen von Knappen brachten oft viele Monate in der Wildnis zu. Die Strapazen und die fortwährenden Kämpfe machten sie zu »rauhem Gesellen« (Otto Hue). In einem alten Lied stehen die Zeilen: »Bergleut trinken auch gern; / Sie trinken Bier und Brantwein / Und schlagen dem Wirt die Fenster ein.«

Oft waren Bergleute von der übrigen Bevölkerung isoliert. Otto Hue weist auf die »absonderliche Sprache« und die »eigentümliche Denkart« hin.⁵ Die Abgrenzung nach außen verstärkte die Solidarität innerhalb des Bergvolkes.

Es gibt unzählige bergmännische Fachausdrücke. Für die meisten dieser Begriffe haben wir in der Umgangssprache andere Wörter: Teufe = Tiefe, Schicht = Arbeitsdauer, Kaue = Waschraum, Maloche = Arbeit, Gezäh = Werkzeug, Fahrte = Leiter, Hund = Förderwagen,

Gedinge = Akkord, Hangendes = Decke, Stempel = Stützbalken, Wetter = Luftversorgung in der Grube. Hier entstanden Sprachbarrieren. Sie erschweren manchmal den Zugang zur Bergmannsdichtung. »Die Sprache der Knappen wurde ein um das ganze Bergvolk geschlungenes Einheitsband. [...] Dazu kamen noch die Vereinigungen der Knappen als Nährboden eines Sondertums.«⁶ Denn:

Die Knappschaften, anfänglich aus religiös motivierten Bruderschaften zur vereinten Abwehr der Berufsgefahren und zur gegenseitigen Hilfe in Notfällen entstanden, entwickelten sich durch Zwangsmitgliedschaft, Rangstufungen, Sanktionen und Verfahrensriten zu maßgeblichen Instrumenten bergmännischer Standespflege. Die regelmäßigen Knappschaftsversammlungen nahmen durch Trinksitten, gemeinsame Mahlzeiten, Rechnungslegung, feierlich unter Eid auf die Knappschaftsfahne vollzogene Aufnahmen und Beförderungen innerhalb der bergmännischen Hierarchie und bergmännische Ehrengerichte schon früh Festcharakter an.⁷

Hinzu kommt, daß die Bergleute mit »Glück auf!« einen speziellen Gruß entwickelt hatten. Wer mit »Glück auf!« grüßte, gehörte dazu, wer es nicht tat, war ein Fremder. Und Fremde wurden meist gemieden.

Die Eigenart der Bergleute, ihre Mentalität, hat viele Ursachen:

1. Bergleute gelten als verschlossen, mißtrauisch und wortkarg. Das ergibt sich aus ihrem Beruf. Das Umherstreifen in der Wildnis, die damit verbundenen Entbehrungen und Kämpfe und nicht zuletzt die schwere Arbeit im Berg formten einen robusten und harten Menschenschlag. Ein Beispiel aus der Gegenwart: Als einem älteren Bergarbeiter vorgehalten wurde, er sei zu grob, erwiderte dieser: »Lieber ein kantiges Etwas als ein glattes Nichts.«
2. Aus der Freizügigkeit der Bergleute entwickelte sich ein starker Freiheitswillen. Bereits im Mittelalter kam es zu Streiks der Knappen, wenn Landesherren deren Rechte beschneiden wollten. Im Bannkreis der Städte hatte das Feudalherrenrecht keine Geltung. Typisch ist ein Spruch, der auf das Jahr 1545 zurückgeht: »Kein freyer Volck ersach ich ni / denn die Edlen Bergknappen.«
3. Eine große Rolle spielten die Privilegien der Bergleute, so z. B. das Recht, Waffen zu tragen, die Befreiung von Steuerzahlungen und vom Militärdienst und die Freizügigkeit. Diese Vorrechte erhoben die Knappen über andere Berufe und Gruppen und sie gaben ihnen einen hohen gesellschaftlichen Status. Hier liegt eine Quelle für den Berufsstolz und die Arbeitsfreude der Knappen. Und zugleich wurde das zur Quelle für das Standesbewußtsein der Bergleute – dieses Standesbewußtsein erwies sich später, bei der Industrialisierung des Bergbaus, als eine Fessel.
4. Von Bedeutung ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Kameradschaft der Bergleute. Dieses Aufeinander-angewiesen-sein ergibt sich aus der Besonderheit der bergmännischen Arbeit. Ein Kumpel muß sich – damals wie heute – auf den anderen verlassen können, sonst ist er verloren.
5. Bei der Arbeit in der Finsternis im Stollen oder Schacht ist der Bergmann den Naturgewalten ausgesetzt und er ist von Gefahren umgeben. Das bleibt nicht ohne Folgen. »Der Knappe wird durch seinen Beruf zu ernst-religiösen Grübeleien veranlaßt.« (Otto Hue) Wie stark das wirkt, läßt sich beispielsweise an einem sehr viel später, nämlich 1890 entstandenem Gedicht ablesen. Heinrich Kämpchen (1847–1912) schrieb:

Im Schacht

Allein, allein, so tief, so tief,
Nichts um mich her als Nacht und Grausen;
Kein Mensch, kein Gott, zu dem ich rief,
Wo Kobold nur und Necker hausen.

Nichts tönt zu mir, kein Klang, kein Wort,
Kein Gruß vom Sonnenlicht dort oben;
Nur hohles Sausen immerfort,
Vermischt mit wilder Wasser Toben.

Kein milder, warmer Sonnenstrahl,
Kein Mondenlicht, kein Sterngefunkel
Erhell't mit einem einz'gen Mal
Dies ew'ge mitternächt'ge Dunkel.

Nur eine Freundin harrt auch hier,
Steigt mit hinab in's Reich der Nächte,
Sie bleibt treu, sie folget mir
Durch's düst're Labyrinth der Schächte.

Das bist du, bist du, Poesie,
Du heilige, du gottverklärte,
Die auch dem ärmsten Manne nie
Den Becher ihrer Gunst verwehrte.

Du gibst mir Kraft, du gibst mir Muth,
Wenn meine Muskel will erschlaffen
Du fühlst der heißen Stirne Gluth
Nach langem, übermächt'gem Schaffen.

O bleib' mir, bleib' mir ferner hold,
Du Trösterin der Lebensmüden;
Zeig' dich in deinem Strahlengold
Und schenke meiner Seele Frieden.

Dann fürcht' ich nichts, dann kann die Nacht
Mich nicht mit ihrem Grauen schrecken:
Der Schwaden flammt, der Donner kracht,
Mich wird dein Schild, du heil'ge, decken.

Die frühen Bergleute waren auch von tiefer Religiosität erfüllt. Das hängt mit ihrer gefahrenvollen Arbeit zusammen. Sie waren »damit auf Gottes Gnade und Schutz angewiesen« (Gerhard Heilfurth). Diese Gläubigkeit prägte unzählige Bergmannslieder und bergmännische Dichtungen. In einem Lied aus dem Jahre 1642 heißt es:

Wach auch mitten in der Erde
 Voll Erbarmen über mir,
 Daß ich nicht beschädigt werde,
 Leib und Seel befehl ich dir.
 Halte Wand und Felsen fest,
 Denn wo deine Hand nachläßt,
 Muß die ganze Welt mit Knallen
 Plötzlich ineinanderfallen.

In den Bergstädten wurden prächtige Kirchen gebaut und in ihnen gab es eigene Bergmannsaltäre. Bergleute, die bei Unglücken gerettet wurden, stifteten Kapellen. Ein schöner Brauch, der sich herausbildete, war die bergmännische Stollenandacht zur Weihnachtszeit.

Die gemeinsame Andacht mit Gebet vor Schichtbeginn ist eine Sitte, die sich weit zurückverfolgen läßt. In der Erzählung *Der Obersteiger von Linnebach* (1909) von Hans Ludwig Linkenbach (1876–1933) wird das so geschildert:

Der Alte hatte fertig gefrühstückt, erhob sich nun, schlüpfte in seinen Grubenrock, band das Leder um, steckte das Bergeisen hinter dessen Riemen und nahm das Licht zur Hand, dem Lina soeben neues Öl aufgegossen hatte. Dann gab er dem Mädchen den Abschiedskuß und schritt mit einem fröhlichen »Glück auf, mein Kind!« zur Türe hinaus. [...]

Unter der hohen Kiefer hatten sich die Bergleute bereits zur Morgenandacht versammelt. Ein einstimmiges »Glück auf!« empfing Lotz, als er die kleine Anhöhe heraufkam. Er erwiderte den schönen Gruß mit lauter Stimme, trat dann mitten in den Kreis, verlas die Namen der Arbeiter und notierte die Fehlenden. Als das erledigt war, entblößten alle das Haupt, und der Obersteiger holte aus seiner Tasche ein altes, vergilbtes Andachtsbüchlein hervor, aus dem er einen Abschnitt den Lauschenden vortrug. Nachdem das Amen verklungen und von allen wiederholt war, zerstreuten sich die Leute, um Ihre Arbeit aufzusuchen.

»Glück auf! – Fahrt wohl!« klang es von allen Seiten.

Die meisten fuhren in den Hauptstollen ein, der etwa fünf Minuten von der Steigerwohnung mündete. Ein kleinerer Trupp wandte sich den anderen Stollen zu, die hier und da die Berge durchquerten, während eine aus fünf Mann bestehende Kameradschaft im Walde verschwand, um in dem kleinen Tagesschacht anzufahren, der, vor langer Zeit abgeteuft, viele Jahrhunderte außer Betrieb gestanden hatte und nun mit neuer Kraft aufgewältigt und weiter niedergebracht wurde.

Die Bergleute hoben sich durch ihre Kleidung, die Bergmannstracht, von anderen ab. Diese Tracht ist aus der Arbeitskleidung des Bergmanns hervorgegangen. Ursprünglich wurde die Arbeitskleidung auch bei Versammlungen und Festen getragen. Später kam es zur Trennung von Arbeitskleidung und Festtracht.

Vorzüglichster Ausdruck der Pflege ständischen Gruppenbewußtseins war die Uniform, die jeder Bergmann bei »Knappschafts-Versammlungen, bergmännischen Aufzügen, an Sonn- und Festtagen, bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen und anderen

feierlichen Angelegenheiten sowie auch bei seiner Gestellung vor dem Berg- und Ober-Berg-Amt und dem Bergbeamten« (Knappschaftsordnung 1824) zu tragen hatte. Der »Bergmännische Habit« (Reglement 1767) bestand aus dem »Grubenkittel von schwarzem Tuch, schwarz tuchenem Beinkleid oder weiß leinem, beides über die Stiefel« (Oberbergamt 1833), zusammen mit dem Schachthut. Bergmännische Grade wurden gekennzeichnet; Knappschaftsälteste trugen Schichtmeisteruniformen. Eine ordnungsgemäße bergmännische Uniform kostete in den 1830er Jahren etwa 16 Taler und wurde meist in Raten gekauft; die einheitliche Einführung scheint aber im Ruhrbergbau trotz eifriger Bemühungen der Behörden, die noch 1847 zu einem sehr detaillierten Uniformreglement führten, nicht gelungen zu sein.⁸

Das Arschleder kam erst später zur Tracht hinzu. Ein solches Lederstück benötigten die Knappen bei der Arbeit. Es schützt vor Nässe und es dient als Unterlage, wenn der Bergmann im Sitzen arbeiten muß. Selbst Landesherren legten sich eine bergmännische Festtracht zu.

Im Mittelalter hatten die Bergleute kurze Schichtzeiten, anfangs meist sechs Stunden, später acht Stunden. Oft waren nicht nur die Sonntage, sondern auch die Sonnabende arbeitsfrei. Jährlich gab es im deutschen Bergbau damals zwischen 95 und 120 freie Tage.

Im 15. Jahrhundert erlebte der Bergbau in Mitteleuropa einen kräftigen Aufschwung. Der Fernhandel mit Salz und Metallen nahm zu. Entsprechend erhöhte sich die Förderung. Die Berggemeinden wurden größer, viele von ihnen entwickelten sich zu Städten. In verschlafenen Landstrichen wuchsen Ansiedlungen aus dem Boden. Das traf insbesondere auf das Erzgebirge zu. Als dort, nahe der Grenze zu Böhmen, 1492 ergiebige Silberadern entdeckt wurden, ließ das die Stadt Annaberg entstehen. Die meisten dieser Städte hatten den Rang freier Städte. In ihnen gab es eine Selbstverwaltung der Bewohner und eine eigene Gerichtsbarkeit.

Ursprünglich nahmen die Bergstadtbürger unmittelbar an der Stadtverwaltung und der Gerichtsbarkeit teil. Als die Volkszahl zu groß geworden war, wählten die Genossenschaften der Berg- und Hüttenknappen (Knappschaft, Bruderschaft, Bruderlade) und eventuell auch die Innungen der Handwerker und Kaufleute je eine gewisse Zahl Vertreter in das Stadtparlament und als Gerichtspersonen (Repräsentativsystem).⁹

Von hier gingen nachhaltige Impulse für die politische Entwicklung in Deutschland aus. »Vom sächsisch-böhmischen Erzgebirge erhielt das mittelalterliche Deutschland sein klassisches Bergrecht.«¹⁰

In einer Welt, die Leibeigenschaft und Frondienste kannte, hatte die den Bergleuten gewährte Freizügigkeit große Bedeutung. Hier stieß die Macht der Herrscher auf Grenzen. Und hier finden wir die Keime für spätere demokratische Rechte. »Niemand durfte sie [die Bergleute] bei ordnungsgemäßer Abkehr daran hindern, von einem Land in das andere zu ziehen. Auf ihren Wanderungen genossen sie freies, sicheres Geleit und Schutz gegen Gewalt.«¹¹

Bergleute hatten für den wirtschaftlichen Wohlstand einer Region, eines Staates herausragende Bedeutung. Das wußten auch die Könige und Fürsten. »Der Landesherr machte buchstäblich sein Geld selber«, urteilt Walter Holzhausen.¹² Stimmt das so? Machte der Landesherr die Arbeit? Nein. Die Bergleute beschafften ihm das Gold und das Silber.

Es war die Zeit des Merkantilismus. Dieses Wirtschaftssystem sollte dazu dienen, den nationalen Reichtum zu fördern. Wichtig dabei war, daß Gewerbe und Industrie aufblühten. Durch Erhöhung der Ausfuhr und die Drosselung der Einfuhr sollte Geld in die Staatskasse kommen. Zum nationalen Reichtum, aus dem sich Gewinn schlagen ließ, zählten die Bodenschätze. Um an diese Schätze zu gelangen, benötigte man die Arbeit der Bergleute. Also warben die Landesherren Bergleute an und suchten sie mit Hilfe von Sonderrechten seßhaft zu machen.

In den Bergbauregionen bildete sich eine neue Kultur heraus. Das soziale Gefüge in den Berggemeinden unterschied sich von dem der Residenzen und erst recht vom Leben und Treiben in den Dörfern. »Es gibt im alten Bergwesen keine Kluft zwischen Arbeitssphäre und Lebensraum. Die Schicht endete nur äußerlich mit der Fahrt aus dem Schacht und Stollen; Beruf und Leben gehörten zusammen, einschließlich des Feierabends und Feiertages.«¹³

In den Berggemeinden entwickelte sich eine reiche Festkultur. Immer aufs Neue fanden sich Anlässe für Zusammenkünfte und Feste. Damals gab es viele kirchliche Feiertage (ungleich mehr als in der Gegenwart). Und feierlich begangen wurden z. B. die Durchschläge von Stollen und Strecken, die Entdeckung neuer Lagerstätten, die Knappschaftsprüfungen, die Beförderungen, die Jubiläen, die Hochzeiten, die Begräbnisse, der »Knappenschlag«, der »Sprung übers Leder« und der Barbaratag.

Anlässe bot auch die Trauer – wenn beispielsweise Lagerstätten aufgegeben werden mußten. Dann wurde der letzte Förderwagen mit Kranz und Trauerflor geschmückt.

Insbesondere aber wurden Bergfeste bei der Einweihung von Schächten begangen. Bei der Aufbewältigung des Ilmenauer Johannis-Schachtes im Jahre 1784 hielt Goethe die Festrede. Die Knappschaft war unter einer hundertjährigen Fahne aufmarschiert.

Man muß sich vor Augen halten, daß in einer Gesellschaft ohne die Medien und die Unterhaltungsindustrie, wie wir sie kennen, diese Feste eine willkommene Gelegenheit zur Zerstreung waren. Und so manche Ehe wurde dabei angebahnt.

Enorm war der Aufwand beim berühmten Saturnus-Fest des Dresdner Hofes 1719 unter der Regentschaft Augusts des Starken. Anlaß dafür war die Hochzeit seines Sohnes. Hier ein Auszug aus der Schilderung des Festes:

Erhöht wurde der festliche Eindruck durch eine ebenso prächtige Illumination der gegenüberliegenden Felswände, die unter anderem des Königs Namen, umrahmt von den sieben Planetenzeichen, trugen. Es muß ein eindrucksvolles Bild gewesen sein, als um 9 Uhr abends in diese großartige Szenerie hinein, angekündigt von zwölf Kanonenschüssen, der Zug der Bergknappen mit angezündeten Grubenlichtern und brennenden Fackeln von der Höhe herab auf den Festplatz einmarschierte und sich vor der königlichen Tafel vorbei zu beiden Seiten der Tempel in zwei Corps, deren erstes in 804, das andere in 709 Personen bestand, postierten. Hinter ihnen lag ein mehrtägiger Anmarsch von Freiberg, wo sich die Abordnungen der Reviere in der vorgeschriebenen Aufzugstracht gesammelt hatten.¹⁴

Bergfeste wurden noch im 19. Jahrhundert begangen. August Siegel (1856–1936) beschreibt in seinen Lebenserinnerungen ein Fest im Zwickauer Steinkohlenrevier im Jahre 1870:

Bei Begräbnissen von Kameraden mußte der Bergmann in Uniform erscheinen, worauf er im allgemeinen trotz seiner traurigen Lage recht stolz war. Jedes Jahr veranstaltete

das Werk einen sogenannten Schmaus. Die Arbeiter gingen dann sonntags morgens in ihrer Tracht: schwarzem Tuchkittel mit blanken Knöpfen, schwarzer Tuchhose, weißen Handschuhen, das Bergleder vor einem gewissen Körperteil und vorn mit einem blanken Schloß zugeschnallt, den Tschako mit dem Federstutz auf dem Kopf und eine zinnerne Hacke mit einem lackierten Stiel auf der Schulter nach dem Zechenplatz, wo sie Aufstellung nahmen. Die Fahne, welche man im Hause des Herrn Direktors aufbewahrte, holte man heraus; der hohe Herr kam selbst heraus, geputzt wie ein Pfauhahn, und hielt eine große Rede, in der er auf den guten Werksbesitzer hinwies, der aus lauter Arbeiterfreundlichkeit so vielen armen Menschen Brot zu verdienen gebe, ließ ihn hochleben, wobei die armen, ausgehungerten Bergleute mit ihren weißen Gesichtern kräftig mitschrien. Dann spielte die Musik auf. War das vollbracht, ging's in die Kirche, und was der Direktor in seiner Rede vergessen hatte, holte der Pastor nach. Nun kam der eigentliche Schmaus im Festlokal. Ein jeder Bergmann erhielt auf die ihm vorher ausgehändigte Marke sein Essen und dazu soundso viele Biermarken. Der Schmaus endete mit einem Tanz in den Abend. Ach, was fühlte sich der Bruder Bergmann geehrt, wenn mal der Steiger oder gar der Obersteiger mit seiner Frau getanzt hatte. Die Gelder zu diesen Bergmannsfesten sollen aus den Knappschaftskassen entnommen worden sein.¹⁵

Man sieht: von der Erhabenheit früherer Bergfeste war wenig geblieben. Im 19. Jahrhundert waren diese Feste auf den Hund gekommen. Die Ständegesellschaft hatte einer Klassengesellschaft weichen müssen. Die Industrialisierung hatte den Bergmann degradiert. Dennoch versuchten die Bergbehörden und die Zechenleitungen, das alte Standesbewußtsein und den Berufsstolz am Leben zu erhalten. Mit dieser Frage hat sich auch der Bergarbeiterdichter Heinrich Kämpchen auseinandergesetzt. In der *Bergarbeiter-Zeitung* vom 19. März 1904 veröffentlichte Kämpchen das folgende Gedicht:

Paradeknappen

Trotz der vielen Prügelsuppen
Tanzt ihr dennoch wie die Puppen,
Hat man euch dazu geladen,
Lustig bei den Schauparaden. –

Stelzt herum in vollem Wichse,
Macht Verbeugungen und Knickse,
Wenn sie auch nicht immer glücken
Mit dem arbeitssteifen Rücken. –

Ja, Ihr seid mir nette Knaben,
Wollt allein nicht Kohlen graben,
Mit dem Körper, mit dem siechen,
Nein, dabei noch wedeln, kriechen
Und als echte, rechte Schranzen
Hurtig nach der Pfeife tanzen. –